Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 45 (1941-1942)
Heft: 6

Artikel: Die Schnitzlerfamilie : Weihnachtserzählung
Autor: Rydegger, H. J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667438

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Schnitzlerfamilie

Weihnachtserzählung von H. J. Rydegger.

Rund um den Arbeitstisch herum saß die Schnitzlerfamilie Erb. Alle, Vater, Mutter, ein Sohn und zwei Mädchen, arbeiteten eifrig, wortlos, denn die verschiedenen Spielsachen, die ein Geschäft aus der Stadt bestellt hatte, mußten bald geliefert werden, der Ertrag sollte den Unterhalt der Familie über den Winter ergeben. Die Dunkelheit nahm rasch zu. Hie und da flammte im stillen, kleinen Dörfchen an den Fenstern schon ein Lichtlein auf. Auch Frau Erb hatte das Licht angedreht, denn die feine Schnitzlerarbeit strengte das Auge ohnehin stark an. „Wo Röseli und Fritz sein mögen?" fragte der Vater, die Stille unterbrechend. „Wohl wieder im Wald, um Holz und Tannzapfen unter dem Schnee hervorzusuchen", meinte der Sohn, „aber der Förster ist ihnen in der letzten Zeit ordentlich aufsässig, denn Fritzli habe wiederholt halbdürre Bäumchen zu Boden gerissen und abgehauen."

Fritzli und Rösli waren die beiden Jüngsten der Familie. Sie waren noch schulpflichtig und konnten am Schnitzlertisch nicht beschäftigt werden. Dafür halfen sie, wo sie konnten, sonst im ärmlichen Haushalt. Im Sommer suchten sie Beeren im Walde, und im Herbst und Winter sorgten sie für Holz in die Küche und für den großen Stubenofen.

Der Förster Lenz war ein mächtiger Mann in den Augen der übrigen Dorfbewohner. Er war Junggeselle und hatte durch Sparsamkeit und auch durch eine Erbschaft ein Vermögen erworben, das ihm gestattete, ein schönes Haus bauen zu lassen in der Nähe des Waldes. Er hätte auch ohne das Amt leben können. Aber er war ein rüstiger Fünfziger, und das Amt mit dem Wald und seinem Wild war ihm lieb geworden. Die Einsamkeit hatte ihn beinahe zu einem Sonderling gestempelt. Gegen Tiere war er die Güte selber, von den Menschen aber wollte er leider nicht immer Gutes wissen. Wilderer hatten ihm schon schweren Verdruß gebracht. Einmal wurde er sogar durch einen Flintenschuß verletzt. Jetzt stapfte er durch den hohen Schnee vollends dem Walde zu, denn es war die Zeit, wo gewiß Leute sich im Walde zu schaffen machten, um Christbäume umzuhauen. Gar aus der Stadt kamen Händler, die oft zu den bewilligten Bäumen auch solche mitgehen ließen, die der Förster nicht freigegeben hatte.

Wohl eine gute halbe Stunde war der Förster über den Schnee geschritten, als er plötzlich horchend stehen blieb. Durch das Schweigen des Waldes drangen Kinderstimmen. Mit schnellen Schritten ging er der Richtung des Schalles nach und erblickte nach einer Weile einen Knaben und ein Mädchen, beide vielleicht zwischen fünf und sieben Jahre alt. Was der Förster da sah, erregte ihn über alle Maßen: der Bub war eifrig damit beschäftigt, mit einem Beil ein kleines Tannenbäumchen umzuhauen. Mit gerötetem Antlitz trat der Förster auf die beiden Kinder zu, die sein Kommen gar nicht bemerkt hatten. „Wollt ihr euch packen, ihr junges Schelmenvolk, ich will euch helfen, jawohl, das Beil gibst her, Bub, und sagst, wem du gehörst, dein Vater wird eine gesalzene Buße bekommen, jawohl!"

Das Mädchen, das fast mit dem halben Körper im Schnee steckte, fing sofort an bitterlich zu weinen und wollte sich hinter dem Brüderchen verstecken. Der Bub aber hielt das Beil fest in den Händen und, obschon auch er ordentlich erschrocken war, stellte er sich mutig vor dem Förster auf und rief: „Das ist nicht dein Wald, der Wald gehört unserem Gemeindepräsidenten, und ich werde ihn schon fragen, ob ich nicht ein Weihnachtsbäumchen holen darf, ich kenne ihn, ich habe schon oft Briefe für ihn auf die Post getragen und habe ihm auch schon Tabak holen müssen, da gibt er mir allemal einen Zwanziger, da werde ich wohl ein Bäumchen haben dürfen!"

Der Förster mußte über so viel Naivität lachen, und sein Zorn war verflogen, denn das tapfere Bürschchen gefiel ihm. „Wem gehörst du denn?" fragte er beinahe freundlich. „Eh, wir gehören doch dem Schnitzler Erb, unten am Birchenrain, und wir wollen auf Weihnachten auch ein Christbäumchen, die Mutter hat schon lange gesagt, dieses Jahr komme das Christkind nicht zu uns, weil wir zu arm seien."

Jetzt kamen dem Bub beinahe die Tränen in die Augen, derweilen das Mädchen seine getrocknet hatte und dem Brüderchen mit ihrem Mäulchen zu Hilfe kam und ihm in die Rede fiel: „Aber meine alte Babe bekommt doch einen neuen Kopf und ganze Beine, wenn das Christkind schon nicht kommt, die Gotte hat's gesagt."

Da nahm der Förster das Bäumchen unter den Arm und jedes der Kinder an eine Hand und führte sie durch den Schnee aus dem Walde heraus. Er zeigte ihnen, da es schon ganz dunkel geworden war, den Heimweg. „Sagt der Mutter, das Christkind komme vielleicht doch noch!" rief er den Kindern nach.

Den Kindern wurde zu Hause kein guter Empfang zuteil. Die ganze Familie hatte sich um sie geängstigt. Der Vater war sehr böse, und weder Fritz noch Rösli getrauten sich, das Erlebnis mit dem Manne im Wald zu erzählen. Es war ja schrecklich genug, daß er ihnen das Bäumchen weggenommen hatte. Die Mutter gab jedem eine Tasse Milch, und dann mußten die Kinder sofort ins Bett. Das war eine Strafe, denn sonst durften sie nach dem Nachtessen immer noch eine Weile am Tisch sitzen und ein Spiel machen.

Dem Förster, dem einsamen Menschen im Försterhaus, wollte die Begegnung im Walde nimmer aus dem Kopf. Wie war das nur? Vorher, auch wenn es gegen Weihnachten ging, kümmerte ihn die Menschenwelt wenig. Jetzt mußte er immer an das zarte Mädchen und an den tapferen Bub denken, er mußte denken, wie das wohl im Försterhause aussehen müßte, wenn zwei so helläugige Kinder und gar noch eine liebe Frau ihn nach den Gängen im Walde daheim erwarten würden. Aber noch an etwas erinnerte er sich jetzt: Es kam ihm in den Sinn, daß er ja vor vielen Jahren einmal eine Braut gehabt, daß seine Annemarie aber den Baumeister vorgezogen hatte, der plötzlich ihren Weg gekreuzt — und war dann nach Jahren dieser Mann der Annemarie nicht gestorben? Warum hatte er alles vergessen können, weil sie nicht ihm gehören wollte?

Der Förster wurde plötzlich von einer Sehnsucht erfaßt, die er nicht verstehen, aber auch nicht abschütteln konnte.

Es war kurz vor Weihnachten, als der Förster in seinem besten Sonntagskleid bei der Witwe Annemarie unten im Dorfe anklopfte. Die Frau mit ihren drei Kindern war eben auch nicht auf Rosen gebettet. Ihr Mann, der Baumeister, hatte nur Schulden hinterlassen, denn eine heimtückische Krankheit zwang ihn lange aufs Krankenlager, bis ihn endlich der Tod erlöste.

Annemarie war Näherin und nahm nach dem Tode des Mannes ihren Beruf sofort wieder auf und konnte sich so recht und schlecht mit den Kindern durchs Leben schlagen. Ihren ersten Bräutigam, den damaligen Forstgehilfen Lenz, hatte sie nie ganz vergessen, und nach dem Tode ihres Mannes hatte sie das einzige Bild, das sie von ihm besaß, wieder aus der Schublade, wo sie ihre Briefe und sonstigen Sachen aus der Jugendzeit aufbewahrte, hervorgenommen und es zu denen ihres verstorbenen Mannes auf die Kommode gestellt. Jetzt war Annemarie gar nicht besonders erstaunt, als Lenz plötzlich vor ihr in der Stube stand. Sie stand von der Nähmaschine auf, reichte ihm die Hand und hieß ihn willkommen. Alles so schlicht und unbefangen, als ob nie etwas zwischen ihnen vorgefallen wäre. Auch ihm war fast so. Er sah sein Jugendbildnis auf der Kommode und sagte: „So, Annemarie, aufgestellt hast mich ja auch noch."

„Warum nicht? Böses ist zwischen uns ja nie passiert als, daß eben, daß ..."

„Nichts von alledem", fiel er ihr ins Wort, „ich bin einsam und du bist mit deinen Kindern auch allein ... ich hatte dich vergessen, aber ein Erlebnis kürzlich im Wald brachte die Erinnerung auf dich!" Lenz erzählte, und dabei suchte er die Hand der Annemarie und sagte: „Du solltest zu Weihnachten dort das Christkindlein spielen. Ich kann das doch nicht. Das Bäumchen habe ich den Kindern weggenommen, und du solltest kommen und es in meinem Hause schmükken. Komm grad heute abend und nimm deine Kinder mit!"

„Nein, heute abend unmöglich", sagte Annemarie, „ein Kleid muß fertig werden, aber wenn es dir recht ist, komme ich morgen nachmittag mit den Kindern. Aber hast du denn schon Schmuck für das Bäumchen?"

Da lachte Lenz und meinte, daß er von solchem Zeugs gewiß nichts in seinem Hause habe,

denn seit seiner Mutter Tod habe er kein geschmücktes Christbäumchen gesehen, trotzdem alle Jahre ganze Fuder Tannenbäumchen zum Zwecke des Schmückens seinen Wald verließen. Aber er wolle ihr gerne Geld dalassen, daß sie den nötigen Schmuck besorge. Annemarie versprach das zu tun, und Lenz wollte sich verabschieden, ihm war so merkwürdig zu Mute. Schon hatte er ihr die Hand zum Abschied gegeben und das Versprechen abgenommen, daß sie also nicht vergessen werde zu kommen, da kehrte er wieder um und trat dicht an Annemarie heran und sagte bittend: „Nimm Schmuck für zwei Bäumchen mit — ich hole eines im Wald für uns ... ich möchte noch einmal Verlobung feiern — aber unter dem Christbaum, sie wird dann von Dauer sein, unsere Liebe ..."

Da konnte Annemarie nicht mehr anders, sie faßte diesen Lenz, der so offen sprach und bewies, daß er ihr vergeben hatte, um den Hals und gab ihm einen herzhaften Kuß.

Das Christkind kam zu der Schnitzerfamilie Erb, ganz unerwartet, denn die Kinder hatten das Erlebnis im Walde längst vergessen, unerwartet kam das Christkind in die ärmliche Stube der großen Familie, und während es das Christbäumchen anzündete und die Gaben aus dem Korbe packte, griff ihr Knecht Rupprecht in die Brieftasche und beschenkte Vater Erb so, daß er der Sorge eines bösen Winters enthoben war.

Heute aber geht es im Försterhause lebhaft zu, und der Förster und Vater Lenz ist sichtlich um viele Jahre jünger geworden, denn erst jetzt hat ihm die wahre Liebe ein spätes, aber dauerhaftes Glück gebracht.

Das Christkind als Freudenbringer am Heiligen Abend

Eine Weihnachtsskizze von Adolf Däster, Aarau.

Wie keine andere Jahreszeit mahnt uns Weihnachten, zumal heute, daran, daß wir nicht nur nehmen und ernten, sondern auch geben sollen. Aber: recht geben zu können, ist eine Kunst, die immer wieder gelernt sein will; mit einem bloßen Griff in die Tasche ist es eben nicht getan. Probieren wir es doch einmal, aus unserer eigenen, vielleicht wohlhabenden Hand mit aufrichtigem Sinne und warmer Menschenliebe eine von innerstem Herzen kommende Gabe in eine arme, kalte, frierende Hand zu legen. Vor einigen Jahren habe ich als Mitglied einer Jugendorganisation in einer größern Schweizerstadt am Heiligen Abend den Versuch unternommen, einige arme, kranke oder sonst in Not geratene Mitmenschen zu besuchen und ihnen einen kleinen Glanz der großen Weihnachtsfreude in ihr Herz hineinleuchten zu lassen. Mit einigen andern Kameraden bereitete ich unsern Weihnachtsgesang vor; wir kauften auf dem Marktplatz drei kleine Weihnachtsbäume, in verschiedenen Läden warme Kleidungsstücke, Eßwaren usw. Damit machten wir uns dann am Abend des 24. Dezember auf den Weg, um einige uns von einem Pfarramt besonders ans Herz gelegte Menschenkinder aufzusuchen und ihnen ein bescheidenes Christkind ins Haus zu bringen.

Wir wanderten mit unserer Bepackung und den Tannenbäumchen durch die verschneiten Straßen der Stadt bis in ein dunkles, schmales Gäßchen, wo zuoberst in einer bescheidenen Dachwohnung ein armes, altes Mütterchen wohnte, das zudem noch am Gehen stark behindert und damit fast immer ans Haus gebunden war. Vor der Tür der Wohnung sangen wir unser erstes Weihnachtslied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit". Unterdessen hatte einer meiner Kameraden das Tannenbäumchen angezündet. Wie erfreut war das arme Mütterlein, als die Türe aufging, sie unsern Gesang hörte und der Lichterglanz ihr entgegenstrahlte! Schon vor einiger Zeit hatten wir Radiobastler ihr einen bescheidenen Radioapparat installiert, damit sie wenigstens die Predigten am Sonntag hören könnte. Das bedeutete für sie eine große Freude. Und nun heute das kleine Christbäumchen! Nochmals stimmten wir ein Weihnachtslied an, ein Kamerad las die Weihnachtsgeschichte aus dem Lukasevangelium vor. Zu den mitgebrachten Gaben legten wir noch